

7. Sekundärliteratur

Daniel Ernst Jablonski. Eine preußische Hofpredigergestalt in Berlin vor zweihundert Jahren.

Dalton, Hermann

Berlin, 1903

Auf der Hochschule in Frankfurt an der Oder.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

burtstage waren die Schulklassen durchlaufen; mit dem Zeugnis der Reise für die Hochschule wurde er aus dem Gymnasium entlassen. Eine besondere Feierlichkeit scheint damals mit der Entlassung noch nicht verknüpft gewesen zu sein; die ältesten noch vorhandenen Einladungen zu einer solchen öffentlichen Feier in Bissa sind aus späterer Zeit.

Auf der Hochschule in Frankfurt an der Oder.

(1677. 1678.)

Im Sommerhalbjahr 1677, das für die Hochschule vom Georgentag (23. April) bis zum Gallustage (16. Oktober) währte, wurden am 16. Juni unter dem Rektorat des Marcus Rhode, Dr. beider Rechte und Professor der Institutionen, vier mit dem Reisezeugnis aus dem Gymnasium zu Bissa entlassene Zöglinge in das Matrikelbuch der Universität Frankfurt an der Oder eingezeichnet: die beiden aus Bissa gebürtigen „Polen“ (Polonus) Samuel Gülich und Simon Arnold, die beiden als „Preußen“ (Borussus) bezeichneten Jakob Makowski aus Thorn und Daniel Ernst Figulus aus Danzig. Der unscheinbare Geburtsort Rassenhuben war wohl einer gelehrten lateinischen Zunge nicht ganz mundgerecht, oder sollte angedeutet werden, daß dieser Figulus ein Bruder des mit Recht als aus Danzig gebürtigen, gerade vier Jahre früher, am 6. Mai 1673, in die Matrikel eingetragenen Theodor Figulus sei? Neun Groschen Einschreibgebühr hatte jeder der vier jungen akademischen Bürger zu entrichten, nicht achtzehn wie Söhne aus adligem Hause. Warum das Bissaer Kleeblatt so spät erst, mitten im Semester, ankam, ist nicht ersichtlich; ein Blick in das Matrikelbuch*) belehrt, daß in jenen Zeiten sich die Studenten nicht an den Beginn der Vorlesungen gebunden hielten, wahrscheinlich auch ebensowenig an den Schluß. Der Grund dieser uns heutzutage befremdlichen Unpünktlichkeit mag auch in der Weise der Vorlesungen zu suchen sein, die sich oft bandwurmartig durch Semester und Jahre über den gleichen Gegenstand hinzogen.

Das alte Matrikelbuch fügt dem Namen eines jungen akademischen Bürgers nicht den erwählten Beruf bei wie heutzutage. Von den vier Kameraden aus Bissa, deren späteres Leben uns nicht unbekannt geblieben, wissen wir, daß sie die Hochschule bezogen, um Theologie zu studieren. Da die obersten Klassen des Bissaer Gymnasiums damals in der Regel nur aus vier bis sechs Schülern bestanden, machten wohl die vier jungen

*) Vergl. Friedländer, ältere Universitäts-Matrikel I.

Studenten in Frankfurt die ganze Prima in jenem Frühjahr aus, sie alle mit dem gleichen erkornen Beruf. Von Anfang an hatte die Lissaer Schule die Aufgabe ins Auge gefaßt, der aus ihrer Heimat vertriebenen Brüderunität einen klassischgebildeten, tüchtigen Predigerstand heranzubilden zu helfen. Die Mehrzahl ihrer Schüler kam aus Kreisen, in denen das „köstliche Amt“ wie ein teuerwertes Erbe von dem Vater auf den Sohn überging, hier ein besonders wertgehaltenes, weil auf ihm die Weihe jahrzehntelang — wir können sagen ein paar Jahrhunderte — treu bewährten Martyriums lag. Wofür Eltern und Großeltern, soweit die Erinnerung zurückging, in evangelischem Glauben gelitten, von dem wollten die wackeren Söhne nicht lassen und kampfesfreudig in die Räden eintreten, die Not und Tod in der kleinen, argbedrängten Streitschar brachen. Dazu kam die hohe Geltung, in welcher in jenen Jahren die Theologie weithin in evangelischen Landen stand. Sie wurde — so ganz anders als in unsern Tagen — als die Königin der Wissenschaften gepriesen, und niemand durfte ihr solch Vorrecht streitig machen.^{*)} Von väterlicher und mütterlicher Seite und in beiden Linien noch höher hinauf hatte unser Daniel das wertgehaltene Berufserbe empfangen. Was wir aus seinem frühesten Leben wissen, was er in einem langen Leben ungetrübter Schaffensfreudigkeit erwiesen, aus allem gewinnen wir den wohltuenden Eindruck, daß er mit herzlicher Zustimmung, als ob es gar nicht anders sein könnte, das Familienerbe angetreten und bis ans Ende des Lebens bezeugt, wie sein Los aufs Liebliche gefallen.

Ebenso wenig bestand zur Zeit seines Abganges für einen Lissaer Gymnasiasten ein Zweifel in Betreff der zu besuchenden Hochschule. Bereits im Jahre 1649 hatten die auf dem polnischen Reichstage zu Warschau anwesenden beiden Seniores aus dem Ritterstand — wahrscheinlich im Einverständnis mit ihren geistlichen Kollegen in Lissa — in einem Schreiben an den großen Kurfürst der Freude Ausdruck gegeben, daß nun nach Beendigung des auch für die Brüderunität so unheilvollen dreißigjährigen Krieges Friede in die brandenburgischen Lande eingezogen. Sie hätten erfahren, daß der Kurfürst beabsichtige, wie das Joachimstaler Gymnasium in Berlin, so auch die Hochschule in Frankfurt zu „restaurieren“. Fortan hätten sie nicht mehr nötig, ihre Zöglinge (alumni) mit vielen Unkosten nach Holland, England und Frankreich zu senden. Die Seniores hoben in dem beachtenswerten Schreiben^{*)} besonders hervor die von dem Kurfürsten beabsichtigte Reinigung des sittlichen Wandels der Studenten, an dem die Brüderunität schweren Anstoß genommen. Sie schließen ihr Sendschreiben mit dem Gebet, Gott wolle dem Kurfürsten zur Ausrichtung seines Vorhabens gesunden Sinn verleihen und seine

*) Es befindet sich abgeschrieben in dem Lissaer Unitätsarchiv (Coll. Opitii S. 185).

Kräfte stählen nach dem Vorbilde seines mütterlichen Ahnen, des frommen Friedrich III., Kurfürsten von der Pfalz.*)

Dringend nötig war es, daß die sittenstrenge, starke Hand des Kurfürsten Wandel in dem zerfahrenen und verlotterten sittlichen Zustande der Studentenwelt in Frankfurt zu schaffen versuchte. Wie ein böser Schatten lag noch auf der Hochschule, daß grade vor einem Jahrhundert (1550) einer ihrer Rechtslehrer, der „dolos papistisch gesinnte“ (so brandmarkt ihn zutreffend Tholuck) Christoph v. Straßen, den Satz zu verteidigen wagte: *accessus ad meretrices est licitus et de jure impunibilis*, und daß die Regierung den beiden evangelischen Predigern untersagte, wider solch unzüchtige These eines Lehrers der Jugend öffentlich vorzugehen. Frankfurt und auch die Hochschule hatten damals bereits ihre Tore der Reformation geöffnet, deren Einfluß auf den Lebenswandel sich je länger je mehr günstig bemerkbar machte. Wohl hatten Melancthon und Cameranius eine Berufung an die Hochschule abgelehnt; statt ihrer kamen ernstgesinnte reformatorische Gelehrte und Prediger, die solch freblem Unwesen zu steuern suchten. Aber es zogen auch wieder arge, böse Zeiten im Studentenleben herauf. Das Gerücht ging weithin, daß der brutale, ans Viehische grenzende Pennalismus, diese Pestbeule an den deutschen Hochschulen des siebzehnten Jahrhunderts, besonders stark und entfittlichend in Frankfurt im Schwange sei. Dazu dann noch der verwildernde Einfluß des dreißigjährigen Krieges, der als furchtbarste Geißel unser Vaterland an den Abgrund des Verderbens führte und zumal unter der studierenden Jugend verwüstend wirkte. Durch die erstürmten Festungstore der schwer heimgesuchten Stadt zogen zu verschiedenen Zeiten die heutigetägigen Kriegerscharen eines Wallenstein, Tilly und dann wieder die von Gustav Adolf ein. Hinter ihnen her die Pest, die wegrastete, was die Soldaten übrig gelassen. Wiederholt siedelten Lehrer und Schüler an andere Orte; die letzten Tage schienen wie für die Stadt, so auch ihre Hochschule angebrochen zu sein. Da ist es begreiflich, daß die Brüderunität ihre sorgsam gehütete, zu frommem Wandel erzogene Jugend nicht der nahegelegenen Hochschule anvertrauen wollte; ebenso begreiflich aber auch ihre Freude, als der große Kurfürst mächtig eingriff, die männliche Jugend seines Landes in den Pfuhl nicht versinken zu lassen und auch die Hochschule aufrief, an des Volkes Gesundung durch eine geistig und sittlich gestählte Jugend mitzuarbeiten. Sein kräftiges Bemühen war nicht vergeblich. Der wackere lutherische Prediger in Frankfurt Heinsius war furchtlos selbst auf der Kanzel wider den Pennalismus vorgegangen. Hatte er auch einen wilden Sturm

*) Des Großen Kurfürsten Mutter, Elisabeth Charlotte, eine Schwester des Böhmenkönigs, war eine Tochter des Kurfürsten Friedrich IV., eines Großsohnes Friedrich III. von der Pfalz.

der in ihren vermeintlichen Rechten angetasteten Studentenschaft erregt, schien es auch zunächst, als ob er mit seinem mannhaften Vorgehen Öl ins Feuer gegossen; es erwies sich doch in weiterer Folge, daß sein Wort Öl auf ein brandendes Meer war und langsam die hochgehenden Wogen sich glätteten. Die evangelischen Regierungen unter Führung des Brandenburgers gingen geschlossen gegen den gemeinsamen Verderber der Blüte unsrer deutschen männlichen Jugend vor; der Pennalismus kam zu Falle. Als unsre vier Burschen aus Lissa frohgemut die Hochschule bezogen, lag grade seit einem Jahrzehnt (seit 1667) der „arg böse Feind“ der damaligen Studentenwelt gebrochen zu Boden; man rühmte in jenen Tagen weithin, daß kaum auf einer andren Hochschule dem Unwesen ein so tödlicher Schlag versetzt worden sei wie in Frankfurt.

Ungemein malerisch liegt die alte „Frankfurt“ in wendischem Gebiet dort am deutschen Strom im Osten unsres Vaterlandes. Zu beiden Seiten des Flußbettes mit der Niederung eines breiten Überschwemmungsgebietes zieht sich fruchtbares, wellenförmiges Hügelgelände hin, von dem aus überall ein schöner Blick auf die altertümliche, auch durch Handel und Schifffahrt einst angesehene Stadt fällt. Aus den langen Straßen und engen Gäßchen der noch erhaltenen Altstadt ragen ehrwürdige Kirchtürme empor, herrliche Denkmäler altdeutscher Baukunst, lautredende Denkmäler zugleich des Gemeinfinnes eines kräftigen, frommen, hochgemuten Bürgerstandes. Heutzutage sind die umklammernden Festungsmauern fast bis zur letzten Spur niedergelegt, die Wallgräben in prächtige Gartenanlagen umgewandelt, die sich zumal im Sommer wie ein anmutendes, far benglänzendes Band um die Altstadt ziehen. Breite, lichte Straßenzeilen mit modischen „Mietkasernen“ recken weithin nach allen Seiten der Landschaft ihre Arme aus; aber sie haben doch nicht völlig die anheimelnden, eigenartig ausgeprägten Züge einer alten, deutschen Stadt verwischt. Die liegt noch stellenweise wie unangetastet am linken Stromufer, einer redseligen Ahne nicht unähnlich, die die Jhrigen, schmucke Häuser und deren Insassen, um sich sammelt und ihnen gar viel an Giebeln und Erkern von alten, längst vergangenen Tagen zu erzählen hat. Manch einem Wanderer, den Studienwege in solch eine alte, einst angesehene Stadt führen, ist es anheimelnde Lust, sich wie im Traum aus einer lärmig vorüberhaftenden Gegenwart entrücken zu lassen und eine kurze Weile zu lauschen, was die stehen gebliebenen Zeugen einer entschwindnen lebensvolleren, reicheren Zeit berichten. Frankfurt ist seit fast einem Jahrhundert (1811) kein Musensitz mehr; seine Hochschule, seine fröhliche Studentenschar ist weggezogen, hinüber nach dem bevorzugteren Breslau. Aber die Hauptstadt Schlesiens hat doch nicht alle Heimstätten der einst gefeierten alma mater Viadrina wegführen dürfen; wir können uns noch an gar mancher Stätte zurecht finden, die unsre vier

Musenöhne aus Lissa vor mehr wie zweihundert Jahren scheu und ehrfurchtsvoll betraten. Da steht noch am nun stille gewordenen freien Platz der alma mater einstige Heimstätte, die nun Gymnasiasten in ihren Mauern beherbergt. In alten Tagen — so munkelt man — hat da eine Synagoge gestanden; der bis vor dreißig Jahren vorhandne anstoßende Schweinemarkt wird als ein den allzeit unbeliebten Juden angetaner Schabernack erklärt. Das Universitätsgebäude ist ein einfacher, schmucker Bau. Über der Eingangsthüre prangt heute noch, aus römischer Zeit überkommen, das Steinbild der Maria mit dem Jesuskinde auf den Armen und der lateinischen Umschrift aus Jesajas 49, 22: Zu den Völkern will ich mein Panier aufwerfen und diese werden deine Söhne in den Armen herzubringen. Das Bild gemahnt an die Gründung der Hochschule 1506, da der Kurfürst Joachim der Marienkirche der Stadt das Patronat über die neue Stiftung verlieh. Über den heute noch vorhandenen prächtigen Treppenaufgang ist auch unser junger Student nach dem ebenfalls noch in seiner ursprünglichen Gestalt und Ausschmückung erhaltenen geräumigen Hörsaal (Aula) emporgestiegen, in welchem auch er schon nach kaum Jahresfrist zu den häufigen Disputationen und Redeübungen der Studenten herangezogen wurde. Hier wurde bereits die erste Jahrhundertfeier der Hochschule festlich begangen, ein Jahrhundert später die andre, bei welchem Anlaß die Universität Oxford dem Studenten von heute dreißig Jahre später die höchste theologische Würde verlieh. Vorlesungen wurden in dem Gebäude nicht gehalten; die weitem Gelasse dienten zu wissenschaftlichen Sammlungen, Büchereien u. s. w. Die Professoren hielten ihre Vorlesungen bei sich, zumeist in ihren eignen Häusern, dicht nebenbei in der anstoßenden Straße, die noch heute die Kollegienstraße heißt. Da stehen noch ein paar solcher einstöckigen Häuser, als deren einstige Besitzer Professoren der Theologie aus den Tagen unsres Figulus genannt werden. Am Ende der Straße wird das alte Konvikt gezeigt, in welchem die bedürftigen Studenten Freitisch und auch Wohnung hatten. Ob solche Gunst in jenen Jahren bereits unsren Zöglingen aus dem polnischen Lissa zuteil wurde, ist mir fraglich; erst später, zum Teil auf Betreiben von Jablonski, hat der Kurfürst ein paar Freistellen für je zwei Theologen aus Polen und Litauen an der Universität gestiftet. Sie werden wohl von der Brüderunität daheim die Bar-mittel erhalten haben und zwar in dem gleichen Betrag, der dann für die kurfürstlichen Freistellen bestimmt wurde, 80 Taler für das Jahr, auskömmlich in jenen Tagen für einen Studenten mit sehr bescheidenen Ansprüchen. An das Konvikt stößt die heute dem Militär für seine Gottesdienste eingeräumte alte Klosterkirche, in welcher einst der bekannte Schüler von Luther und Melancthon, Musculus, als erster verheirateter evangelischer Geistliche der Stadt den armen, preßhaften Leuten

predigte, die da in den leergewordenen Klosterräumen von der Stadt untergebracht waren. Aber die Hochschule hatte Ansprüche auf die Räume erhoben. Die Armen der Stadt mußten weichen; bedürftige Studenten zogen ein. Unter ihnen vielleicht auch Figulus.

Die Kollegienstraße mündet auf den freien Marktplatz, auf welchem, im Äußeren neu aufgeführt, die Nikolaikirche steht, deren Name als der des Patrons von Schiffen und Seefahrern, dem Kundigen andeutet, daß sie, so dicht an der Oder, die älteste Kirche der neuen Ansiedlung Frankfurt gewesen. Sie lag völlig wüste und zerfallen da, als die kleine, eben sich bildende reformierte Gemeinde um Überlassung zu ihren Gottesdiensten den Magistrat, als den Besitzer der traurigen Ruine, bat. Ein mehr wie dreißigjähriger (1622–1657), recht unerquicklicher Hader brach aus. Während die Banden von Wallenstein und Tilly die schwer heimgesuchte Stadt bedrängten, verweigerte der Magistrat hartnäckig den Brüdern aus dem gemeinsamen Hause der Reformation die seit langem unbenuzte Stätte; es bedurfte der ganzen und auch gewaltigen Hand des Großen Kurfürsten, den unfreudigen Widerstand zu brechen und seinen Glaubensgenossen die wüste Kirche zu verschaffen. Im Äußeren erinnert heute nichts mehr an den alten Bau; in dem geräumigen Chor kann der Suchende noch an stark ausgetretenen Grabsteinen im Fußboden die Namen von ein paar Professoren (Kisselmann, Strimejus) entziffern, die, an dieser Stelle beigelegt, während ihres Lebens auf dem Lehrstuhl und auf der Kanzel unsre junge Studenten aus Lissa zu eifrigen Zuhörern hatten. Einer der theologischen Professoren war meist auch Prediger der reformierten Gemeinden, welche Stelle ihm ein reichlicheres und in den schweren Kriegszeiten gesicherteres Einkommen gewährte.

Als eine katholische Hochschule war in vorreformatorischer Zeit die Universität ins Leben getreten. Kurfürst Joachim hatte die beiden dafür benötigten Freiheitsbriefe erhalten, den kaiserlichen von Maximilian I., den päpstlichen von Julius II. Anstandslos, als ob es sich von selbst verstände, ging auch die brandenburgische Landesuniversität mit den Bürgern der Stadt und ihrem Magistrat in das Heerlager der Reformation über und bewahrte in demselben das einer Union zugängliche melanchthonische Gepräge. Melanchthons Schwiegersohn Sabinus war während eines Vierteljahrhunderts auch auf kirchlichem Gebiete einflußreicher Lehrer der Hochschule. Die juristische und medizinische Fakultäten verweigerten die verlangte Zustimmung und Unterschrift zur Konkordienformel. Ohne allzu starkes Widerstreben vollzog sich auch innerhalb der theologischen Fakultät ein weiterer Wandel, als Kurfürst Johann Sigismund den folgenreichen Schritt tat und der reformierten Kirche in deutschen Landen sich angeschlossen. Die brandenburgische Landesuniversität wurde die Pflanzschule für die reformierte Geistlichkeit, während die Hochschule in Königs-

berg ihren stark ausgeprägten lutherischen Charakter bewahrte. Viel größere Schwierigkeit und auch Schaden brachte der theologischen Fakultät der dreißigjährige Krieg; es gab eine Zeit, in welcher die Fakultät nur noch einen einzigen Lehrer besaß. Da tat das starke und auch in einem Fall gewaltsame, immer aber nach hohem Ziel strebende Eingreifen des Großen Kurfürsten not; er wußte die Bedeutung einer tüchtigen Hochschule auch als Bildungsstätte eines berufstreuen geistlichen Standes zu werten und scheute auch die Kosten nicht, den Preis zu zahlen.

Als Figulus die Hochschule besuchte, war die theologische Fakultät vollzählig besetzt; nicht mit Kräften erster Ordnung, die jene rauhe, den Studien unholde Zeit nur in geringer Zahl bot, aber doch mit Männern, die ernstgesinnten, fleißigen Schülern fortwirkende Anregung bieten konnten. Noch am Abend seines Lebens gedenkt unser Musensohn mit Dankbarkeit insbesondere seiner Lehrer Risselmann und Simonis. Joh. Risselmann war Bremer von Geburt und gehörte durch seine Mutter der angesehenen Patrizierfamilie an, welcher auch der in der reformierten Kirche gefeierte Friedrich Adolph Lampe (geb. 1683) entstammte. Königlich Märtyrblut rollte in den Adern dieser Lampeschen Bekennerfamilie, die mütterlicherseits unter ihren Ahnen die 1567 um ihres Glaubens willen zu Valenciennes enthaupteten beiden Herlins (Vater und Sohn) zählt. Achtundzwanzigjährig war Risselmann (1658) als Magister der Mathematik in den Lehrkörper der Frankfurter Hochschule eingetreten. Das war in jenen Tagen die herkömmliche erste Stufe der Leiter, auf welcher man zu der ersehnten Würde eines Professors emporstieg. Als zweite Stufe folgte schon nach zwei Jahren die Professur der hebräischen Sprache, acht Jahre später dann die der Theologie, die er bis zu seinem Tode (1698) inne hatte. Von ihm wohl empfing unser junger Student die Vorliebe für hebräische Studien. Mit den Kindern des gefeierten Lehrers blieb er lebenslang in naher, auch amtlicher Verührung; der einzige Sohn kam als Konsistorialrat nach Berlin, die einzige Tochter heiratete seinen Amtsbruder, den Hofprediger Selig. Hochangesehen war Risselmann, eine kräftige, gesunde Natur, an der Hochschule, deren Rektor er sechs Mal war, vierzehn Mal Dekan der theologischen, drei Mal der philosophischen Fakultät. Ein besonderes Verdienst hat er sich durch Gründung der heute noch bestehenden Friedrichschule erworben. Auf seine Anregung sammelte die reformierte Gemeinde Mittel für diese ihr bestimmte Kirchenschule; die reformierten Grafen und Freiherren Schönaich-Carolath machten bedeutende Schenkungen. Als Figulus seit einem Jahre Hofprediger in Berlin geworden, erwirkten seine Freunde und Gönner, die Minister Dankelmann und Fuchs, die Einwilligung des Kurfürsten zur Gründung der Schule, deren erster Rektor des Gründers Landsmann, Paul Volkmann, wurde, während er selbst ihr erster Kurator

war; der fünfzehnte in der Reihenfolge war unsres Figulus ältester Sohn Paul Ernst.

Der andre von Jablonski am Ende seines Lebens dankbar erwähnte Lehrer der Hochschule war Joh. Simonis, der, fünf Jahre jünger wie Nisselmann, in dem gleichen Jahre mit ihm starb und neben ihm im Chor der reformierten Kirche beigesetzt ist. Er war ein Anhalter, aus Lindow bei Zerbst, und gehörte durch seine Mutter der im Lande angesehenen Familie von Berge an; durch seine erste Frau, eine Tochter des früheren Frankfurter Professors Konrad Berg, war er Schwager seines Kollegen Nisselmann, durch seine zweite Frau, eine Tochter des Bremer Senators von Litz, gewissermaßen sein Landsmann geworden. Er hatte seine theologische Professur auf dem Umwege erlangt, daß er bis 1672 Professor der Logik und Metaphysik gewesen. Neben diesen beiden von Figulus gerühmten Professoren werden noch während seiner Studienjahre genannt Philipp Buch, wegen seiner geistvollen Schlagfertigkeit bei den im großen Hörsaal wöchentlich (meist am Sonnabend, weshalb an dem Tag die Vorlesungen ausfielen) abgehaltenen Disputationen ebenso gefürchtet wie gefeiert. Als vierter Professor der Theologie der aus Königsberg in der Neumark gebürtige Elias Grebenitz, der gern darauf hinwies, daß er das fünfte Glied in der Reihe einer Pastorenfamilie sei und sein Ahne zu den treuesten und ständigsten Schülern Melancthons zählte. Der Große Kurfürst hatte 1661 den scharfsinnigen Professor der Metaphysik und Logik in die theologische Fakultät versetzt, einen Gelehrten eisernen Fleißes, der Tag und halbe Nächte unermüdlich über seinen Büchern saß, so daß er frühzeitig seine kräftige Gesundheit untergrub und 1689 starb.

Vergeblich war das Bemühen, irgendwo vielleicht noch ein Verzeichnis der Vorlesungen während der Studienjahre unsrer vier Lissaner ausfindig zu machen, um daraus zu entnehmen, was ihnen von der Theologie in Vorlesungen geboten wurde, welchen Weg ihre Studien dadurch eingeschlagen haben mögen. Der Weg war damals wesentlich unterschieden von dem gegenwärtig meist betretenen. Der Professor las aus einem gangbaren Textbuch einen Abschnitt vor (daher der Name Vorlesung, nicht Vortrag), den er dann näher seinen Zuhörern, selbstverständlich in lateinischer Sprache, erörterte. Einzelne Fächer, auf die wir heutzutage besonderes Gewicht legen, wie die kirchengeschichtlichen, hatten noch keine selbständige Stellung; lückenhaft geschah ihrer an Orten, wo man sich dessen kaum verjah, eine meist nur nebensächliche Erwähnung. Auch die Schriftauslegung schien nur dem Zwecke dienen zu sollen, bestimmte feststehende oder umstrittne loci der Kirchenlehre apologetisch oder polemisch zu erörtern, sie für katechetische und homiletische Aufgaben zu verwerten. Dies alles umstellt mit dem Wusste einer von dem Leben und praktischen

Berufe des künftigen Geistlichen völlig abgewandten, trockenen Büchergelehrsamkeit, als ob es gelte, nur Gelehrte in der schwerfälligen Rüstung der Streittheologie der Zeit und in der Handhabung ihrer rohen Waffen auszubilden, nicht Pastoren für evangelische Gemeinden mit ihren ewigen Bedürfnissen nach einem Leben in Gott. Und dazu die endlos ausgereckten Vorlesungen ohne jede Rücksicht darauf, daß dem Studenten doch nur eine knapp zugemessene Zeit von zwei, drei Jahren für die Ausbildung auf dem Gesamtgebiete seines Berufes gegeben war. Aus Frankfurt wird uns freilich von keinem Professor wie der Tübinger Kanzler Pregizer berichtet, der während 25 Jahren in 1509 öffentlichen Vorträgen den Ozean*) des Propheten Jesajas durchschiffte, und dann bei der am selben Tage ausgenommenen Erklärung des Jeremias in der ersten Hälfte bei der 459. Vorlesung nach sieben Jahren vom Tode weggerafft wurde. Wenn aber 18 Jahre (1695) nach Figulus einer seiner Schüler von seinem Aufenthalt in Frankfurt bezeugt, daß er während der drei Studentenjahre bei keinem Professor „den cursum theologiae oder auch nur ein systema theologicum habe ausshören können, also daß ich viel mehr in meinem Stübel durch fleißiges Bücherlesen als in öffentlichen collegiis gelernt habe und allen Fleiß anwenden mußte, diese edelste Zeit mir einen apparatus academicum zu sammeln,“**) so waren zu Figulus' Zeit diese Mißstände in den Vorlesungen eher noch stärker. Wir gehen in der Annahme nicht fehl, daß auch er durch Privatstudium „auf seinem Stübel“ und im persönlichen Verkehr zumal mit Professor Risselmann mehr in der theologischen Wissenschaft, besonders in seinem Lieblingsfach, dem Bibelstudium und den beiden Sprachen der Heiligen Schrift, gefördert wurde als durch die Vorlesungen.

Schon nach dem ersten oder zweiten Semester wurde der junge Student zu den Disputationen und auch zu Predigten herangezogen. Ein Teil der Stipendien konnte erst auf Grund einer öffentlichen Disputation und einer Predigt erlangt werden; gar mancher Professor war eifriger in der Vorbereitung und Haltung der Disputationen, als seiner Vorlesungen. Noch nach mehr wie dreißig Jahren mahnt Jablonski seinen ältesten Sohn, den Professor in Frankfurt, verlaublichem Klagen vorzubeugen, als ob er faumjelig wäre in seinen Vorlesungen; fordert ihn aber zugleich auf, seinen jüngeren Bruder, den Studenten, anzuhalten, nur ja nicht beim Ablauf des ersten Jahres Disputation und Predigt hinauszuschieben. Das uns Befremdliche solcher Frühreise theologischer Ausbildung eines Studenten wird etwas gemildert dadurch, daß damals in den obersten Gymnasialklassen bereits in theologischen Lehrgegenständen

*) Vergl. Tholuck, Vorgesichte des Rationalismus, I, 92.

**) Vergl. im Lissaer Unitätsarchiv Koll. Pflug III, 42.

unterwiesen wurde, die gegenwärtig der Hochschule vorbehalten sind (vergl. S. 44); sie war zugleich veranlaßt und auch beeinflusst durch die herrschende Predigtweise, die inhaltlich zu einem polemisch oft sehr ausgearteten theologischen Lehrvortrag sich gestaltete, in der Form aber meist so schwerfällig, scholastisch verkünstelt und verrenkt war, daß ihre Aneignung und Handhabung mühsame Übung forderte. Fast jede Hochschule hatte ihre eigne Methode; der angehende Prediger hatte sich mit den verschiedenen vertraut zu machen. Es kostete heute Überwindung, sich in dem Gewirre dieser Methoden zurecht zu finden; aus Lust oder Erbauungsbedürfnis wird kaum jemand Proben damaliger Kanzelvorträge lesen wollen, das teuer wertete Wort Gottes in alamobischer Gewandung, auf der einen Seite fest zusammengeknüpft wie in einen Stahlpanzer, und gleichzeitig wie in der Aufbauschung eines weiten, ungestalteten Reifrockes.

Die Dauer der Studienzeit war noch unregelt. Abgesehen von den damals nicht ganz seltenen Erscheinungen, die sich jahrzehntelang in dem ungebundenen Leben eines *civis academicus* umtrieben, wurden viele angetroffen, die fünf und sechs Jahre ihren theologischen Studien auf der Hochschule oblagen, ebenso viele aber auch, die nach drei, selbst nach zwei Jahren abschlossen, zumal solche, deren Mittel oder Stipendien den Besuch einer fremdländischen Hochschule gestatteten. Die berühmten Professoren, damals allermehr in den Niederlanden und England, auf einer Art Rundreise mit kürzerem oder längerem Aufenthalt kennen gelernt zu haben, gehörte zur vollen Ausbildung eines tüchtigen, gelehrten Geistlichen; lebenslang zehrte man von den auf solcher Studienfahrt gewonnenen Eindrücken und auch Anregungen. Es war noch ein schöner Nachklang aus den Zeiten des Humanismus und der Reformation.

Zwei Jahre blieb Figulus auf der deutschen Hochschule an der Oder.

5. Das Lehramt in Birsen.

1679.

Nur auf eine Stelle bin ich gestoßen, daß Jablonski, nachdem er zwei Jahre die Hochschule in Frankfurt besucht, in der Zwischenzeit bis zum geplanten Abschluß seiner Studien in Oxford eine Lehrerstelle in dem entlegenen Birsen angenommen.*). Unwahrscheinlich ist die Angabe nicht. In jenen Jahren war noch keine bestimmte Zeitdauer für den Aufenthalt auf den Hochschulen angeordnet. Wie einige, wenn es die

*) Die erste Erwähnung fand ich in dem Aufsatz Friedbergs „Der Kriminalprozeß wider den Ungarn Michael von Klement“ (Historische Zeitschrift, Neue Folge XXVI, 449), leider ohne Quellenangabe. Aller Wahrscheinlichkeit